

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1913

9 (10.1.1913) 2. Blatt

Häuser- und Gassenamen einst und jetzt.

Von Staatsarchivar Dr. Meyer-München.

I.

Es gibt kaum einen größeren Gegensatz, als zwischen der mittelalterlich gebauten Gasse eines alten, vom Geiste der heutigen Zeit unberührt gebliebenen deutschen Städtchens und der breiten Straße der modernen Großstadt. Dort die Windungen und Ecken, die schmalen, nach vorn geneigten Giebelhäuser, hier die schurgherode Linie, die stolzen Prachtbauten und die langweiligen Mietkasernen. Der Unterschied ist fast mehr zu fühlen als zu verstehen. Stügerechtigkeit tut es nicht allein. Unsere Baumeister verfügen über Kenntnisse und Geschmack, und die reichsten technischen Hilfsmittel stehen ihnen zu Gebote. Bei unseren Vorfahren war das Bauen dagegen ein buntes Improvisieren. Der einzelne stellte sein Haus hin, wo und wie es ihm gefiel, ein zweiter baute daneben, der dritte, vierte folgte nach, und so brachten sie schließlich eine möglichst enge, frumme, dunkle Gasse zusammen. Steinerne Gebäude waren im Mittelalter ein seltener Luxus, die Häuser waren aus Holz gebaut, höchstens Fachwerkbau, häufig nur mit Stroh oder Schilf gedeckt. Dazu kamen die sogenannten Überhänge, indem man jedes höhere Stockwerk über das untere hinausragend baute, so daß oft in den obersten Stockwerken Röhren und Jule sich über die Gasse hinüber die Hände reichen konnten. Über die Haustüren vorspringende Dächer, „Fürsäcke“, „Wetterdächer“, und die „Kellerhöfe“, deren wir selbst uns noch aus unseren Jugendjahren erinnern können, halfen die Gassen noch mehr verengen und verdunkeln. Dazu denke man sich in jedem Hause jene mehr notwendigen als ästhetischen Anstalten, die der „Kugsburger“, „Länblein“ (kleine Raube) und „Sprachhaus“ nannte, und endlich eine ausgedehnte Schweinezucht in Häusern und Gassen, hinweg aber denke man sich Pfaster, Bürgersteig, Beleuchtung, Wasserleitung, Kanalisation und was sonst der Mensch der Neuzeit beansprucht. Unter solchen Umständen war es fast eine Wohltat zu nennen, wenn dann und wann eine rechtlichaffene Feuersbrunst in den Stadtplan hineinfuhr.

Ein Irrtum freilich wäre es, sich die ganze Stadt als in solches licht- und luftloses Chaos von Gassen vorzustellen. Die Höfe des Adels und der Patrizier, ebenso der zahlreichen Stifte und Klöster waren vornehmer gebaut, vielfach aus Stein, mit Erkern, Altanen und Galerien. Ihnen fehlte auch nicht ein größerer Hofraum und Garten mit Obstbäumen, Pappeln, Buchs- und Seebäumen. Auch die Trinkstuben der Adeligen und Bürgerlichen waren teilweise mit Gärten versehen, und mancher freie Platz, Kirchen- oder Marktplatz, die Kirchhöfe nicht zu vergessen, unterbrach das Gewirre der Häuser. Dazu kamen das fließende Wasser und die zahlreichen „Wohntürme“ (laufende Brunnen). Wie noch das heutige Kugsburg, so zeigt der Stadtplan vom Jahre 1521 eine ungewöhnliche Menge von grünen, baumbepflanzten Höfen und Gärten — die meisten freilich, wie leider noch heute, durch hohe Mauern eingezäunt und dem Blick des Fremden verschlossen.

All das, Gassen und Häuser, ist längst dahin. Außer Kirchen und besonders festen Gebäuden, werden heute wenige Bauten über den Anfang des 16. das Ende des 15. Jahrhunderts hinausreichen. Krieg und Frieden, Feuer und Wasser, haben an den alten Fundamenten gerüttelt und genagt, ganze Gassen haben ihren Zug geändert, sich erweitert oder sind verschwunden, freie Plätze sind zu bebauten, bebaut zu freien geworden. In unseren Tagen sinken auch die letzten Reste, ohne Sang und Klang. Licht und Luft ist die Lösung und mit unwiderstehlichem Druck drängt die innere Stadt aus der mittelalterlichen Enge nach allen Seiten heraus; die Mauern und Türme fallen und die Gräben füllen sich. Mit halber Wehmut wandelt der Freund von „alten Geschichten“ durch die wenigen echten alten Gassen und zeichnet hier und da noch ein Andenken, ein Hauschild oder einen verschollenen Namen in sein Taschenbuch. So löblich und anerkennenswert das Streben derer ist, die den reichen Formenschatz der Vergangenheit uns nutzbar zu machen bemüht sind, immer haben wir ihrem Schaffen gegenüber die Empfindung, daß es gegen den Strom der Zeit schwimmt; was der naive Sinn einer verflorenen Zeit in Einklang mit deren Bedingungen aus sich herausgeschaffen hat, das können sie bei allem Geschick nicht völlig lebenswahr nachgestalten.

Gasse und Haus hatten einst Physiognomien, sie waren Individualitäten. In ihnen prägte sich die Eigenart der Besitzer und Bewohner aus. Heute streben wir mehr oder minder bewußt nach der Verwischung jeder Besonderheit, nach einer Gleichmacherei, die das Haus in der Straße, die Straße im Viertel verschwinden läßt. Ganz angemessen war es, daß das alte Haus seinen Namen trug, der nach Möglichkeit seinem Wesen und Gesicht angepaßt war, und ebenso entsprach es den wirklichen Verhältnissen, daß im Namen der Gasse ihre Eigenart aus-

druck fand. Heutzutage nummerieren wir die Häuser, die sich ja charakteristisch auch kaum von einander unterscheiden, und es ist wohl nur eine Frage der Zeit, daß den Häusern die Straßen nachfolgen werden. So ist es bereits in den Großstädten der neuen Welt, aber auch in Deutschland, in Mannheim, ist dasselbe System in Anwendung. Es vollzieht sich das alles mit einer gewissen Naturnotwendigkeit, weil unser ganzes wirtschaftliches Leben uns in diese Richtung drängt. Wäre es nicht lächerlich, wenn wir unsere nichtstehenden Mietkasernen, die in ihrer Rangweiligkeit und Nüchternheit sich überall erschreckend gleich sehen, mit Namen besetzen wollten. Heute ist es aber fast ebenso lächerlich — und in Zukunft wird dies noch mehr der Fall sein —, daß wir Straßen, die ebenfalls kein charakteristisches Gepräge haben, noch benennen. Wir tun es gleichwohl, aber wie wir es tun, ist ein Beweis dafür, daß wir zum Teil ohne Verständnis, entweder rein willkürlich oder in slavischer Nachahmung verfahren. Der besondere Charakter der Straße ist wie die ausgeprägte Eigenart des Hauses geschwunden und mit ihm das Recht auf Benennung. Das Natürlichste wäre es sonach, mit einer Sepslogie, die ihre innere Berechtigung verloren hat, zu brechen und einem Brauch zu folgen, der wenigstens den Vorzug besitzt, daß er dem Leben und der Wirklichkeit entspricht.

Wenn das Haus in früheren Zeiten einen Namen erhielt, so war dies völlig berechtigt. Denn dieser Name, indem er anknüpfte an die Persönlichkeit des Besitzers, sein Wappen oder seinen Beruf, an geschichtliche, topographische oder sonstige lebendige Beziehungen, drückte die Wesenheit des Hauses aus. Davon kann bei der heutigen Mietkasernen keine Rede sein. Welch ein gemeinsames Sinnbild ließe sich für ein Gebäude finden, in dessen Erdgeschos ein Bankier haust, während ein Sponator den ersten, ein Postbeamten den zweiten, ein Schuster den dritten Stock und ein Dichter das Dachgeschos bewohnt? Folgerichtig sieht man darum auch heutzutage davon ab, die Häuser zu taufen, wo es aber doch geschieht, pflegt es mit wenig Geschmack und Verständnis zu geschehen. Gasthöfe und Mietshäuser haben im allgemeinen den Brauch beibehalten, aber wie sie ihn pflegen, ist recht lehrreich. Eine „Stadt Cassel“, ein „Darmstädter Hof“, ein „Hotel de Cologne“ hatten früher ihre Berechtigung, denn sie waren mehr oder minder landsmannschaftliche Absteigequartiere; heute sitzt der Mannheimer in der „Stadt München“ und der Münchner in der „Stadt Mainz“, ohne irgendwelche Bewusstseinsbedenken, ebenso wie der Engländer im „Hotel Continental“ und der Festsänder im „Hotel d'Angleterre“ es sich wohl sein läßt. Heute nennt sich ein an der äußersten Peripherie gelegenes Gasthaus stolz „Zentralhotel“, ein anderes bezeichnet sich als „Europäischer Hof“, als ob ein amerikanischer oder indischer Krösus nicht zum mindesten dort eben so willkommen wäre, wie europäische Gäste. So sind die Namen zu leeren, rein äußerlichen Unterscheidungsmerkmalen herabgesunken, die, so prunft und prahlerisch sie auftreten, jeder Bedeutung und jeder Daseinsberechtigung entbehren. Heute adressieren wir unsere Briefe an N. N., Kugsburg, B. 186, an Herrn D., Philadelphia W., Second Street 401 usw.; wie anders und lustiger war das vor 500 und mehr Jahren! Da hätten wir geschrieben: „Dem frummen Genslin zur blauen Zispelkapsen“ oder „Dem langen Kunz der Kunzin ion zum voraffen in der stete ze Stragburg“ und tausend solcher lustigen und doch ernst gemeinten Anreden. Oder um einen wirklichen Brief aus dem Jahre 1413 anzuführen: „Denen erlarnen Herrn zur rosin und Herrn zum Appinheimer, Bürgermeistern zu Frankfurt, meyn lieben Herren.“ Die beiden Bürgermeister aber, an die dieser Brief gerichtet war, hießen Johann Baluntorffer und Johann v. Ergersheim. Und der Brief hat sie dennoch glücklich erreicht, denn jedes Kind in Frankfurt kannte das Haus „zur rosin“ und das Haus „zum Appinheimer“. Einzelnes dieser Art hat sich bekanntlich überall erhalten, besonders in der Schweiz, auch in Prag. Eine ganz andere Rolle aber spielte der Hausname in den älteren Zeiten, und es ist oft schwer zu entscheiden, ob der Besitzer seinen Namen vom Haus hatte oder umgekehrt. Wenn z. B. ein Haus „zum Lämblin“ heißt und gleichzeitig ein Bürger Johann Lämblin erscheint, so kann dieser, oder es kann ein als Hauschild gemaltes Lamm dem Haus den Namen gegeben haben, oder es kann jeder Bürger ursprünglich Johann zum Lämblin geheißen haben.

Aus dem Jahresbericht der Handelskammer Karlsruhe im Jahre 1912.

III.

Die Brauereien konnten über den Abgang im ersten Halbjahre nicht klagen. Mit der im Juli einsetzenden ungünstigen Witterung trat jedoch ein starker Rückgang im Bierkonsum ein, der sich ziemlich allgemein bis zum Jahreschlusse zu ausdehnte. Die Gerte, die schon im Vorjahre teuer war, stieg infolge der unbefriedigenden Ernte weiter im Preise. Auch Malz weißt am Jahreschlusse einen höheren Preisstand auf als Ende 1911. Dazu wirken die teureren Geldsätze auf das Brauereigewerbe wegen des großen Immobilienbesitzes und wegen hoher Beleihung der Wirtschaftsanwesen sehr drückend. Unter diesen Umständen dürfte die gesamte Brauindustrie mit schlechteren Geschäftsergebnissen als im Vorjahre zu rechnen haben.

Die Mälzerei konnte in der ersten Jahreshälfte mit dem Malzbezug durch die Brauereien zufrieden sein, als aber im Juli die lange Regenperiode einsetzte, und dadurch der Bierverbrauch stark zurückging, ließ der Malzabgang wesentlich nach. Noch schwächer wurde er im Herbst, als sich die reiche Mostobsternte geltend machte. Dadurch wurde verhindert, daß die durch den frühen Schluß der letztjährigen Campagne befürchtete Malzknappheit eintrat; die Folge war ein langames Ansteigern der Malzpreise gegen Schluß des Jahres. Dieser schleppende Malzabgang, dazu ungewöhnlich hohe Gertepreise — ein großer Teil der Gerteernte war verregnet und gute Qualitäten sind so teuer wie seit Jahrzehnten nicht — die einen großen, bei dem teuren Geld viel Zinsen verschlingenden Kapitalkaufwand erfordern, lassen den Ausblick ins neue Jahr nicht gerade günstig erscheinen.

Das syndizierte **Breihesgewerbe** wurde in der ersten Hälfte des Berichtsjahres von Außenleiterfabriken noch wesentlich beunruhigt, bis sich das Gesehnditat entschloß, den Außenleitern durch eine scharfe Preisfestsetzung entgegenzutreten. Diese Maßnahme scheint ihren Zweck zu erreichen und das Syndikat zu festigen, wennschon sie den Gewinn nicht unwesentlich beeinträchtigt.

Der **Weinhandel** zählt das Jahr 1912 zu den schlechtesten innerhalb der letzten 20 Jahre. Der Konsum wurde durch hohen Preise wegen auf ein Minimum beschränkt, infolgedessen war der Umsatz außerordentlich gering. Die schlechten Ertragsnisse und teilweise völligen Fehlergebnisse im badischen Lande haben auch das Gebirgsgebiet im Weinhandel ungünstig beeinflusst.

Der **Handel mit Haser** hat nicht befriedigend abgeschlossen. Der Haser war in Süddeutschland der harten Witterung wegen in schlechter Beschaffenheit geerntet worden; er mußte deshalb aus dem Auslande, hauptsächlich aus Amerika und Rußland, und zwar zu hohen Preisen bezogen werden. Der drohenden Kriegsgefahr wegen geschah dies in größeren Quantitäten. Diese reichliche Versorgung des Marktes führte zu gedrückten Preisen und zu Verlusten für den Handel.

Im **Tabakhandel** ist infolge des enorm gewachsenen Zigarettenkonsums, den man für das Jahr 1912 auf 12 Milliarden Stück gegenüber 6½ Milliarden Stück in 1908 schätzt, ein Rückgang der billigen Zigarre und damit auch des inländischen Materials weiter zu konstatieren. Hinsichtlich der 1911er Ernte, die hauptsächlich für Schneide- und Spinnzwede Verwendung fand, schneidet der Handel schlecht ab, da nach sehr große Posten hiervon unverkauft lagern. Im Gegensatz zu der 1911er kräftigen Ernte ist die 1912er Ernte sehr leicht und blattreich geraten und wird sich für die Zigarettenfabrikation als ein sehr brauchbares Material erweisen. Die Einkaufspreise waren den Verhältnissen angemessen, so daß Handel und Fabrikation im nächsten Jahr ein leichteres Arbeiten zu erwarten haben. — In holländischen Tabaken lag das Geschäft wiederum sehr schwer, da nur beste Ware gesucht war, die keinen nennenswerten Nutzen übrig ließ. Rippen flauten zu Ende des Jahres etwas ab, sind aber immerhin noch höher im Preise als in früheren Jahren. Die Zahlungsweise der Fabrikanten bietet der hohen Barauslagen für Zölle und Arbeitslöhne sowie der Aufwendungen wegen, die infolge von Vorschriften für Neubauten notwendig wurden, kein erfreuliches Bild.

Die **Zigarettenindustrie** hatte wie im Vorjahre stark zu kämpfen, um ihre Produktion an den Mann zu bringen. Im letzten Vierteljahre trat eine Besserung ein.

Der **Zuckerindustrie** bot die Verarbeitung des anormalen Rübenmaterials aus der Campagne 1911/12 anfangs ungeahnte Schwierigkeiten, erst nach geraumer Zeit ging die Weiterverarbeitung allmählich von statten. Die Zuckerpriese lagen seit Beginn des Jahres fast ständig nach unten, da der Markt infolge der Forderung Rußlands um Erhöhung seines Exportkontingents und infolge der hierüber geführten langen Verhandlungen mit den Mitgliedern der Brüsseler Zuckerkonvention haltlos geworden war. Sehr beträchtliche Werte gingen dadurch verloren. Die russische Forderung wurde schließlich zum größten Teil von den Konventionsstaaten bewilligt. Für die neue Campagne wird mit einer mittleren Rübenenernte gerechnet. Der Raffinadeverkauf hat befriedigt, die Rohzuckerpriese haben indessen einen Tiefstand erreicht, der für die Rohzuckerfabrikation kaum einen Gewinn lassen dürfte.

Für den **Kolonialwarengroßhandel** war das Jahr 1912 nicht günstig. Zucker ging nach der bedeutenden Besserung im vorigen Jahre fast ohne Unterbrechung im Preise zurück und schließt zu etwa 40 M. für 100 Kilogramm für raffinierte Probe ab. Während er zu Beginn des Jahres auf etwa 55 M. stand, kostete am Anfang des Jahres etwa 66 M. für average Santos loco Hamburg, am Jahresende betrug der Preis etwa 68½ M., aber das ganze Jahr hindurch war der Preis großen Fluktuationen unterworfen. Der niedrigste Preis wurde im Januar mit etwa 60 M., der höchste im Oktober mit etwa 73 M. notiert. Amerikanisches Schweinefleisch kostete im Januar mit etwa 92 M. ein, kostete im Oktober etwa 122 M., am Jahreschlusse etwa 105 M. für 100 Kilogramm unzerlegt loco Antwerpen.

* Zeitchriftenchau.

„Der Kunstwart“ oder, wie er sich jetzt nennt: „Kunst- und Kulturwart“ bringt in seinen beiden neuesten Heften eine reiche Auswahl trefflicher Artikel. Wir nennen nur folgende Titel und Namen: „Weihnachten“ von Gottfried Traub; „Status quo und Nichtemischung“ von Malzan; „Poetik und Dichtkunst“ von Karl Spitteler; „Opernregie“ von Richard Vatta; „Albert Welti, der Mensch“ von F. Avenarius; „Protestanten und Katholiken“ (zu Brahms „Staatslexikon“) von Wihl. Stapel; „1913“ von F. Avenarius; „Rechtsanwalt und Staatsanwalt“ von Rich. Nordhausen und F. Avenarius; „Über die tiefere Bedeutung von Vers und Reim“ von Karl Spitteler; „Heinrich Hecker“ und „Ludwig Willner“ von Wolfgang Schumann; „Abel und modernes Kunsthandwerk“ von Dr. Frhr. von Millik und „Gesamtunterricht“ von Ernst Weber. Dazu kommen die üblichen Rubriken „Loje Blätter“ („Ein Strauß alter Weihnachtslieder“, „Karl Zwißelbier“ von V. Bonus, Auszüge aus Heinrich Heckers Roman „Verge und Menschen“), „Kom heute fürs Morgen“ sowie Bilder und Notizen. Wir können die vortreffliche, im Verlag von Georg D. W. Callwa München, erscheinende Zeitschrift aufs Beste empfehlen.

